

Sinen waren mit dem Transport des Erzes beschäftigt; das noch per Achse abtransportiert wurde. Die leeren Wagen kamen. Die Schwerebeladenen fuhren den Berg hinauf und rollten dann über Hüttersdorf nach der Bettinger Schmelz. Dort wurde das reine Kupfer gewonnen. Was unsere Vorfahren veranlaßt hat, dieses Erzlager stillzulegen, ist nicht erwiesen. Die Alten münkeln: „Der unterirdische See“. Soweit die Ueberlieferung. Urkunden über das alte Bergwerk und dem unterirdischen See sind nicht vorhanden.

Als im Krieg das Kupfererz knapp wurde, suchte man neue Erzgänge. So kam man auf die Idee, in der Däppenweiler Schlucht am Fuße des Littermont nach Erz zu graben. Am Tage nach Weihnachten 1915 wurde eine kleine Abteufung unter Führung des Hüttenarbeiters Peter Eisenbart-Piesbach dort hin entsandt, um ein Erzlager anzuschlagen. Zuerst baute sie sich eine Barade am Fuße des Abhanges, die sie sich wohnlich einrichteten. Man grub daneben einen Stollen, den man durch zwei schwere Eulentüren abschloß nach Außen. Hierin wurde der Sprengstoff aufbewahrt. Nun trieben sie einen Stollen längs des Abhanges in der Richtung nach Däppenweiler zu; gleichzeitig einen Stollen von unten herauf, wo sich beide Stollen trafen, schlug man einen Schacht an. Aus Hundsn konnte man schließen, daß man nicht mehr weit von einem früheren Bergwerk entfernt sei. Man grub und grub unermüdet. Täglich erschien der Ingenieur von Dillingen und frug was es neues gab. Interessante Funde wurden auch tatsächlich gemacht. Man war gespannt. — Nur noch ein Meter Raumerde trennte vom alten Bergwerk. Was geschieht? Es war am Karfreitag morgen. Die Wand war plötzlich eingedrückt. Herab schoß eine Wasserflut, die den 2 Meter hohen Stollen im Nu ausfüllte, durch den Stollen abfloß, nach Däppenweiler sich ergoß und dort das halbe Dorf unter Wasser setzte. Nur mit knapper Nähe konnten sich die Arbeiter retten; denn die Wassermengen schossen mit Wucht aus dem Berg und die Flut hielt über eine Stunde an. Mit dem Wasser wurden tausende und abertausende Fische herausgeschwemmt, so daß der Stollen und das Gelände voll Fische hüpfte. Nachdem das Wasser soweit abgestossen war, stellte man fest, daß der getriebene Stollen 1,20 Meter höher lag, als die Straße des alten Erzbergwerkes, aus der das Wasser kam. Man legte die Sohle des Stollens noch einen Meter tiefer und ließ das Wasser so nach und nach ablaufen.

Nun mein lieber Leser folge jetzt den Arbeitern. Mit der Lampe hinein ins Dunkel des alten Bergwerks. Die Straße ist noch solide ausgebaut und größtenteils erhalten. Da liegen Wägen, Fäden und Schaufeln, da stehen Käster, mit denen man das Erz durch den Schacht hinaufzog. Und im Stollen glänzt das grüne Erz. Alles ist noch so, wie unsere Vorfahren es verlassen haben. Und wie lange ist das her? Ein Schauer durchrieselt die Arbeiter. Ein Grauen überfällt sie. O lieber Leser, halte dem Atem an. „Zweihundert Jahre sind verfloßen, seitdem ein Mensch diesen Ort wieder betritt“ und nichts hat sich in der Zeit verändert. O könnte einer von denen, die damals dort schafften und ums tägliche Brot rangen, mit uns das Bergwerk besichtigen; er würde uns Entsetzungen machen. Aber keine Spur ist mehr aufzufinden. Ihre Leiber sind verfault. Die Atome sind nicht mehr.

Und was haben die Arbeiter weiter erlebt. Was ist aus dem Erzlager geworden? Von den verschiedenen Erzleiten wurden Proben fortgeschickt. Eines Tages hieß es: die Arbeit ist beendet. Wir bauen ab. Da wurde Schacht und Stolleneingänge verschüttet. Die eigentliche Ursache, weshalb abgebaut wurde, hat niemand erfahren. Jedenfalls vermuten die, die dort gearbeitet haben, daß die Erzschätze im Littermont ganz erheblich sind. Vielleicht will man in späteren Jahren das Gebirge ausbauen.

Was aber hat unsere Vorfahren bewogen, das Bergwerk aufzugeben? Unsere Vorfahren fürchteten die wilden Untergewalten. Die Elemente. Und da taucht jedem, der die Sogge vom unterirdischen See auf dem Littermont kennt, ein Gedanke auf: Soll nicht etwa eine abergläubische Furcht vor diesem See, den man an der Stelle vermutet, sie veranlaßt haben,

das Werk stillzulegen. Die Annahme war für die damalige Zeit durchaus berechtigt.

Und was erzählt man sich von diesem See? Was nun folgt, ist bekannt. Vor vielen Jahren stand auf dem Littermont eine stolze Burg. Ihr Besitzer war der wilde Raubritter Waldir. Seine Mutter Margareta war fromm und ging täglich nach Kalbach hinab zur Kirche. Am Karfreitag bat sie ihn inständig, mit ihr zu gehen. Trotzig antwortete ihr der Sohn, daß er heute zur Jagd gehe. Das Weib sei für die Frauen. Tief betrübt machte sich Margareta auf den Weg zur Kirche. Oben im Walde hörte sie das Wellen der Hunde, das Wiehern der Pferde, das Jodeln der Knechte. „Heia! Heia!“ Die Jagd geht los. Auf schneidigen Rossen ritten die Jagdherrn davon. Waldir ist an der Spitze. „Ach, sieh da! Ein stattlicher Hirsch! Den wird meine Lanze fällen!“ Zur Galopp führt die Meute hinter ihm her. Ueber Felsblöcke und Stämme sprengen sie hinweg. So geht's in die Kreuz und Quer. Jetzt kommen sie an den Felsen vorbei. In der Bergweiflung springt das gehegte Tier den steilen Abhang hinunter. Waldir ihm nach. Unten heben ihn die Jagdherrn mit geschmeitelten Fliedern auf. Die Kloden der Kirche von Kalbach sind verstimmt. In der Kirche liest Margareta und betet für ihren ungeratenen Sohn. Da stürmt ein Diener herein und bringt ihr die Trauerbotschaft. Vor Schreck brach sie zusammen und war tot. In der Kirche von Kalbach liegt sie begraben. Zur Erinnerung wurde hoch oben am Felsen an der Unfallstelle ein 8 Meter hohes Steinkreuz errichtet.

Waldir? Gebeine führte der Teufel von binnen. Das Volk will wissen, daß der Teufel sie nebst den Schätzen der Burg in einer schweren eisernen Kiste wohl verborgen hält. Die Kiste, die von ihm selbst bewacht wird, hat er in den unterirdischen See versenkt. Am Karfreitag in jedem Jahr gibt er Waldir frei. Dann kann man ihn besonders in häuslicher Heilighesnacht hören, wie er mit seinen Zwitzgeistes durch die Luft mit Hundgebell und Gejohle zur Jagd fährt. Am Mitternacht ist der Urlaub beendet. Denn fährt Waldir unter Donnern und Krachen hinab zum unterirdischen See. Und der Teufel hütet sorgsam seinen Schatz.

Und der unterirdische See! Gehört er der Sage an? Nicht ganz! Tatsache ist, daß da, wo man den unterirdischen See vermutet, zwei Bäche in einer gegenseitigen Entfernung von 100 Meter plötzlich aus dem Berg kommen, nicht etwa als Quellen entspringen, sondern gleich als fertige Bäche das Tageslicht schauen. Auch auf natürliche Weise läßt sich der unterirdische See erklären. Da der Littermont vulkanischen Ursprungs ist, wäre es sehr leicht möglich, daß sich ein erloschenes Magmanest tief in der Erde mit Wasser gefüllt hat, dem beständig Wasserabern Wasser so rasch zuführen, wie es durch die beiden Bäche abfließt. Der unerschöpflichen Frische wegen würde es sich lohnen, den Stellen alle zwei Jahre einmal zu öffnen.

In diesem Sinne eine Wanderung nach dem Littermont zu unternehmen, um die Heimatgeschichte zu vertiefen, bleibt zu erwägen.

## Humor.

Hintergedanken. „Sie! Ihr Hund hat gegen meine Schwiegermutter gebissen!“ — „Ach Gott! Sie werden mich doch deshalb nicht verklagen?“ — „Nein, das nicht. Aber ich wollte Sie bloß mal fragen, wieviel wollen Sie für das Vieh haben?“

Edelich. Rüber (zum Ueberfallenen): „Nur, Herr, nehmen Sie diese 100 Dollar zurück, sonst komme ich in eine höhere Einkommenssteuerklasse!“

Hinderich. Richter: „Die beiden Gegner gingen schließlich mit Stöcken aufeinander los; haben Sie denn nicht versucht, Frieden zu stiften?“ — Zeuge: „Nein, es war kein dritter Stuhl mehr da!“

Verkehrung. Hausfrau: „Was haben Sie denn für einen unangenehmen Hund? Man hört ihn oft von Mitternacht an Hundenslang bellen!“ — Neuer Mieter: „Ja, das ist eine dumme Gewohnheit von dem Vieh; solange meine Frau spricht, meint er, er muß auch laut geben!“



# Grimm's-Blätter

von Frau Dorn

Beilage der „Saar-Zeitung“ und des „Dillinger Tageblattes“

№. 13

Freitag, den 11. Oktober

1929

## Bous.

Von Rektor Daan.

Die Römer beherrschten unsere Saargegend von 53 vor Christus bis 464 nach Christus. Sie legten sichere Heerstraßen an, um die wichtigsten Grenz- und Uebergangspunkte schnell mit den Legionen erreichen zu können. Eine solche Straße führte aus dem Varuswalde bei Tholey nach Bous und von da weiter über Wadgaßen, Dufferen, Kreuzwala, Kaboris oder St. Wood nach Metz. In den Militärstraßen entstanden Posthaltereien und größere römische Landhäuser oder Villen, die sich allmählich zu bleibenden Wohnstätten erweiterten. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß damals der Ort „Bous“, genannt Buoga, seinen Anfang genommen hat. Demnach dürfte Bous nächst Badyen als eine der ersten römischen Wohnstätten an der mittleren Saar anzusprechen sein.

Zahlreiche Spuren römischer Siedlungen und Kulturarbeiten sind in und bei Bous gefunden worden. Auf dem „Weizenhübel“ stand an der Stelle, wo 1913 die evangelische Kirche erbaut wurde, eine römische Villa (Landhaus) von großem Ausmaße. Auf einer Fläche von 220 Schritt im Geviert ist der Boden mit Ziegelstücken bedeckt. Beim Umgraben der dort liegenden Gärten stößt man in geringer Tiefe allenthalben auf Mauerreste, Mörtel und Ziegelstücke. 1839 grub man eine drei Fuß dicke und 30 Fuß lange Mauer aus. Das Fundament bestand aus vier Fuß hoch übereinander gemauerten Wachen, darüber erhob sich eine Mauer, die aus schweren Bruchsteinen von Kohlsandstein mit Kieselsteinen errichtet war. Dem über den Felsen hingehenden unterirdischen Wasser sollte durch diesen Kiesboden ein Durchzug unter den Fundamenten verschafft werden. Eine Wachenrinne bestand sich auch am Nordrande des genannten Geländes, wo in einer Senkung das vom Faultrieb herkommende Wasser abgeleitet wurde. In einer Tiefe von 1 1/2 Fuß sind heute noch solche Wachen, die dicht an- und übereinander liegen, zu finden. Mehr Schritte von der genannten Mauer entfernt grub man rohe Quadern aus und außerdem noch Fundamente anderer kleinerer Mauern. Gefunden wurde auch ein Geldstück, ein silberner Denar. An Dachziegeln wurden gefunden hohle und fache. Der Mauerbau war grobkiesig und mit etwas Ziegelstücken vermischt, sehr glatt und weiß angestrichen. Man fand auch ein großes Stück Bewurf, der nur aus Kalk und Ziegelstücken bestand, wahrscheinlich von einem Fußboden herrührend; er war sehr glatt und rot angestrichen. Außerdem fand man verschiedene Gefäße und Urnen, Töpfe usw., die teils aus weißem, kieseligen Ton, teils aus rotem grobkieseligen oder feinkieseligen Ton mit schwarzem Ueberzug hergestellt waren. Ferner ein großes Stück

von einer Ampho-Amphora. Beim Ausschachten zum Bau der evangelischen Kirche fand man gut erhaltene römische Mauerreste und eine Reihe von Gegenständen, die aus der Römerzeit stammen. Diese sehr interessanten Funde werden in der Sakristei der evangelischen Kirche aufbewahrt und sind von historischem Werte. Kein Historiker sollte es veräumen, diese schöne Sammlung zu besichtigen.

Beim Auswerfen eines Straßengrabens (1830) unterhalb des Landhauses, stieß man auf das Pflaster einer Straße, die wahrscheinlich die Römerstraße war, die in der Richtung nach der Papiermühle verlief.

Im Garten eines Hauses fand man Quadern, die oben nach zwei Seiten abgerundet waren, als seien sie Decksteine einer Wasserleitung gewesen.

In einer Entfernung von etwa 100 Schritten von der genannten Römerstraße findet man auf einer Seite gegen die Bommersbacher Mühle hin Reste von Dachziegel. Dies läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß an der genannten Straße eine Reihe römischer Wohnstätten gestanden hat, die bis an den Weizenhübel heranreichten.

Auf der Nordseite des Chores der jetzigen Kirche stand nach dem Bericht von Pfarrer Schmitt ein römisches Gebäude. Da beim Straßenbau die Erde dort abgegraben war, sah man eine auf dem Felsen stehende, 12 Fuß lange und einen Fuß hohe Fundamentmauer; in einer in den Felsen hineingehauenen Vertiefung lagen Ziegelstücke und das Stück einer Wärmungsöhre des Hypocaustums.

Als man gegen 1830 beim Bau der Landstraße die Fundamente zu einer Belicke bei der Bommersbacher Mühle grub, fand man eine verschüttete römische Mühle. Zwei meterhohe Mühlsteine aus Kieselkonglomerat lagen auf einem Holzklotz übereinander. Die Steine hatten einen Durchmesser von drei Fuß. In dem oberen Stein sah man verdorbene Eisen, wodurch wohl eine Stange gesteckt war, die man beim Umdrehen bedurfte. In einer Entfernung von acht Fuß standen um den Klotz vier Pfosten aus Eichenholz, die in dem Morast nicht verfaulten. Die Mühle war unterschlächtig und sehr einfach.

Unter der Papiermühle fand man gegen 1810 im Walde ein Haus mit einem Hypocaustum, dabei eine Quelle, welche mit Ziegelsteinen gefast und überdeckt war.

Bei Anlegung eines Weges von Bous nach der Papiermühle fand man 1830 in der Nähe der Mühle einen rauh, unbearbeiteten Feldstein, worin an allen Seiten eine

6 Zoll betragende Verklebung eingehauen war, bedeckt mit einer rauhen Sandsteinplatte. In dem Steine stand eine zerbrochene gläserne Urne mit Asche, darin lagen Kupfermünzen aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. und mehrere Scherben aus Terra sigillata und ein Ziegelstein mit der Aufschrift: Quintus Fabius Sabes Leg. XXII. Auf dem Boden eines Topfes aus feiner roter Erde saß Lucius.

Die herrlichen römischen Bauten sind in der Völkerveränderung hinweggeführt worden und nur wenige Spuren sind zurückgeblieben. Das Andenken an die römischen Siedlungen und Kulturarbeiten ist im Laufe der Zeit verschwunden. Nur noch die Sage schwebt über die grasbewachsenen Ruinen und umweht sie mit geheimnisvollen Schleiern. Unsere Umgangssprache jedoch hat bis auf den heutigen Tag zahlreiche Ausdrücke bewahrt, die nach Ansicht der Sprachforscher aus der Zeit stammen, da die Römer unsere Gegend beherrschten, z. B. Koben oder Gopen von Coban, d. h. Häufen, wozu nach der Landwirt den für das Feld benötigten Düng berechnet; Koller von culter, d. h. großes Messer oder das schmale vor der Pflugschar, das den Boden schneidet. In der Scheune gebraucht der Landmann einen „Reiter“, Aehrenrüter, Regges von retra, d. h. Sieb. Einen Flehrbrunnenn nennen wir Püg, von „puffens“, d. h. Bräumen. In Gärten pflanzen wir „Sammern“ von cucumis, d. h. Gurke.

Urkunden aus der Zeit der Frankenherrschaft, die 464 begann, liegen nicht vor. Aus dieser Zeit stammt wohl die Burg auf dem sogenannten „Oberberg“, worin ein Grundherr wohnte. Der Ansicht einzelner, es sei ein Königshof gewesen, kann ich nicht beistimmen. In Badgassen befand sich ein fränkischer Königshof. Das zwei Königshöfe in unmittelbarer Nähe, in Badgassen und in Vouis, entstanden sein sollen, ist sehr fraglich. Auf jeden Fall aber war die Burg in Vouis der Sitz einer Grundherrschaft, daran werden wir noch heute erinnert durch die Bezeichnung eines Ortsteiles, genannt „auf der Burg“, ferner durch den Straßennamen „die Burgstraße“ sowie durch die Flurnamen „auf der Fröhn“ (Frondienst), „in den Teerfeldern“, „in der kleinen Aht“ und „in der großen Aht“ (jede achte Garde mußte abgeleitet werden), „Stadwiese“, „Stadgraben“ (alle Güter mußten beim Stock bleiben).

Während der französischen Revolution wurden die Güter der Adligen und Herren, der Äbte, Klöster und Pfarren bei brennenden Kerzen im Namen des Generalkonvikts des Moseldepartements an die Meistbietenden versteigert. Eine solche Versteigerung fand auch in Saarlouis statt am 9. Oktober 1792. Ausgeboten wurden an diesem Tage drei Artikel, an dem Bommersbach gelegen und der Abtei Badgassen gehörig.

#### Artikel 1.

Ein Gehöft, gelegen an dem Bommersbach, bestehend aus einem Gutshaus, zwei Scheunen, Pferdeköhlen, ungefähr 200 Morgen bestellbares Feld, 12 Morgen Wiese, 7 Morgen Weidplätze und Garten, herkommend von der Abtei Badgassen als Eigenheimern, Bonn Oriesborn, unter lothringischer Herrschaft. Das ganze Anwesen wurde zugeschlagen und zugesprochen dem Mathias Boulay (Boley) Bürgermeister zu Vouis zum Preise von 36 000 Livres auf 12 Jahre Kredit, zahlbar in Papiergeld und Assignaten. Die Felder und Wiesen verteilte Boley unter 52 Teilnehmer aus Vouis. Das Wohnhaus verkaufte er nach einiger Zeit samt 10 Morgen Garten, 10 Morgen Ackerland und 9 Morgen Wiesen an Nikolaus Mars von Saarlouis zu 4000 Frs. Von diesem kam es im Jahre 1818 als Erbeil an seinen Adam Anton Colmes, und dieser verkaufte es an Herrn Heublin von Braunmarais, der einen Hofmann darin setzte.

#### Artikel 2.

Eine Mühle mit zwei Mahlgängen, am Bommersbach gelegen, mit 36 Morgen Ackerland, 10 Morgen Wiesen, herkommend von der Abtei Badgassen, wurde dem Anton Louis,

von Visten zugesprochen zum Steigpreis von 23 000 Livres. Sein Sohn Johann fügte 1825 zu den zwei Mahlgängen auch noch eine Dehnmühle hinzu.

#### Artikel 3.

Die Schäferei am Bommersbach mit dem Hause des Hirten und einem kleinen Hause mit den Gärten, die dazu gehören, herkommend von der Abtei Badgassen, wurde zugesprochen dem Paul Henry aus Saarlouis zum Preise von 1400 Livres. Und am selben Tage hat der Bürger Paul Henry seine Zustimmung an Johann Georg Gabriel von Vouis abgetreten.

Die Versteigerungsurkunden, die im Archiv zu Metz aufbewahrt werden, sind unterzeichnet von den Anstößern sowie von dem Syndikus Frank, von dem Bürgermeister Boulay (Boley) zu Vouis und seinem Sekretär Christophe. Die Akten wurden eingetragen am 26. Oktober 1792 und sind unterzeichnet von Beaumont.

## Der geizige Müller.

(Eine unbekannte Sage aus dem Primitiv.)

Anweil vom Schlosse Dagstuhl, dort wo der Kosterbach sein silberklares Wasser durch den niedrigen Fagen einer kleinen Brücke läßt, stand vor vielen Jahren eine Mühle, die an die Herren von Dagstuhl ihren Zehnten zahlte, von der uns aber nichts erhalten blieb als folgende Sage:

Einß wohnte auf dieser Mühle der Brotrainer, ein hungriger, heißhüftiger Mann. In der Nacht, wenn das Mahlwert stille stand und das Gefinde schon längst in den Federn lag, schlich er auf den Strämpfen in die Mahlkammer, neigte an den zugebundnen Säcken und entnahm jedem eiliche Scheufeln Mehl. Damit seine Kunden, die Bauern aus den herrschaftlichen Grundhöfen, den Betrug nicht merken, schüttelte er weißen Silbersand, den er hinter der Mühle in der Sandgrube fand, unter das Mehl und vermengte beides miteinander. In allen Dörfern der Nachbarschaft nagten die Bauern über das schlechte Mehl des Müllers vom Absterbach, aber keiner konnte ihm etwas beweisen, und sie waren nach alten Rechten gezwungen, ihre Frucht weiter in der herrschaftlichen Vammühle mahlen zu lassen.

Nachdem der Müller diesen Diebstahl eilliche Jahre betrieben hatte, fühlte er sich so sicher, daß er auch in das Brot, welches sein Gefinde aß, Sand mischte, der bei der Morgensuppe zwischen den Zähnen knirschte wie fein gemahlenes Glas. Das Gefinde fing an zu murren und zu fluchen und beobachtete das Tun des Müllers mit argwöhnlichen Augen. Als sich eines Nachts ein Knack in der Mahlkammer verdeckte und den Müller bei seiner schwarzen Handlung erwischte, sprang er vor und sprach einen fürchterlichen Fluch. Und der Fluch rollte weiter durch die ganze Gegend und wuchs an zu einer himmelschreienden Klage.

Als der Müller starb, gingen die Fische der Betrogenen in Erfüllung. Der Richter über Gut und Böds verwehrte dem Müller ein ruhiges Grab und zwang ihn, in jeder Vollmondnacht an der Mühlenbrücke zu sitzen und über seine Sünde zu heulen und zu winseln. Manchmal kam auch sein Wehzen aus der Sandgrube, wo er mit blutigen Fingern grauweißen Silberand trocken mußte, bis sein Mehlbad voll war.

Die Spudstelle an der Kosterbrücke war bald in der ganzen Gegend verrufen. Wenn ein Einheimischer trotzdem dort vorbeistehen mußte, schlug er nach jedem Schritt ein Kreuz und trug ein Stüchlein geweihtes Kraut auf der Brust, damit ihm der Brotrainer nicht schade.

So näherte sich denn auch einmal in einer Vollmondnacht ein landfremder Geistlicher der Kosterbrücke und kaufte, während sein Roß ruhig fardab, auf das Rinnen des Baches und das Quaden der Wiesenstöche. Als sein Pferd mitten auf der Brücke war, fing es an zu scheuen und zu hüpfen. Trotz aller guten Worte wollte es nicht mehr weiter gehen, auch nicht, als der Geistliche zur Peitsche griff und seine Absätze immer härter in die Weichen des Pferdes

stieß. Das Pferd stand schon beinahe mit den Hinterbeinen im Kosterbach, da erblickte sein Reiter auf der anderen Seite des Baches eine weiße Gestalt, bekleidet mit einer Mäuserschürze und einer hohen Mütze, die auf einem Erlenstumpf saß und kläglich greinte und jammerte. Der Reiter versparte Mitleid mit dem armen Manne und hob ihn vorsichtig aufs Pferd, um ihn in Wadern im Kapuzinerkloster, das die Gräfin Christiana erst vor einigen Jahren errichtet hatte, abzuliefern. Raun aber spürte das Roß die gespenstische Last auf seinem Rücken, da begann es zu schaukeln und zu schäumen, schoß in wilden Sprängen die steile Straße hinauf, die von Dagstuhl nach Wadern führt, und war kaum mehr zu zügeln. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu“, murmelte der Lebensmann. Als er dem vor ihm stehenden Mäuler ins Gesicht blickte, grinsten ihm ein bleicher Totenschädel entgegen. Der Nachreiter aber war ein beherzter Mann. Er schlug über den Brotrainer ein priesterliches Kreuz und murmelte einen Bannspruch. Raun hatte er dies getan, da war die Gestalt vom Pferde verschwunden. Neben einem Wegkreuz, das heute zerfallen ist, fuhr der Brotrainer in die Erde. Die hirtende und blende Nacht des Gottesmannes hatte ihn von seinem Umgehen befreit.

An der Stelle des alten Kreuzes steht heute ein neues Steinkreuz. Die Stelle, wo die Mühle stand, ist längstens von Weiden und Gras überwuchert. Trotzdem versichern ängstliche Gemüter, daß es in manchen Nächten unter der Brücke poche und poltere, ein Zeichen, daß der Brotrainer nun unter der Erde sein lauberes Handwerk weiter treibt, wenn er auch nicht mehr als Geist erscheint.

Claus Schwanh.

## Aus Urgroßvaters Zeiten.

Skizzen damaliger Verhältnisse von R. F.

Es hat sich im Volksmund mancher Ausdruck aus alter Zeit vererbt, den man heute in übertragenem Sinne oft gebraucht, ohne ihn denken oder gar bis zur ursprünglichen Bedeutung verfolgen zu können. Folgende Skizzen sollen neben der Erklärung solcher Ausdrücke auch die damaligen Verhältnisse kurz beleuchten.

### Vom „Anzeigen“.

Unsere Urgroßväter lebten doch so manche Annehmlichkeit und Bequemlichkeit unseres täglichen Lebens. So muß man sich einen Frack- oder Wintermantel in unserer Gegend doch etwas anders vorstellen, als er manchmal auf z. T. alten Bildern dargestellt wird. Diese gelten wohl mehr für andere Gegenden oder sogar nur für Städte in jener Zeit. Mag nun unsern Ahnen die Zeit und das Geld oder der Sinn dafür gefehlt haben, selbst Musik zu lernen — fest steht, daß sie gern und oft tanzten und daß bei dieser Tanzerei eine opige Kalanderstut mit der Musik herrschte. Eine Gemeinde konnte sich glücklich schätzen, wenn sie außer dem Schulrektor noch jemand besaß, der etwas vom Eigenspiel verstand; denn viel andere Musikanten gab's nicht. Nichts noch hier und so einen ausgedienten Pflücker oder Horriker, dessen Kunst noch zu einem Signal, aber kaum zu einem Schottisch oder Walzer ausreichte. So besetzte man sich in Bedarfsfällen Musikanten, meist einen Geiger und einen Pfeifer von irgendwoher, die gegen freies Essen und Trinken und einen kleinen Jahreslohn den musikalischen Teil bestritten. Und zwar brachten sie nicht wie die heutigen Tanzkapellen, andauernd Mittag und Abend hindurch zu musizieren, sondern bloß „anzugehen“. Sie piffen und spielten nur solange, bis auch der schwerfälligste Dursche mit seinem Mädchen den „Dreck“ gefunden hatte — dann legten sie Plöde und Geige beiseite und tanzten selbst mit einem der freien Mädchen. Immer wieder dieselben Schritte, „mal links, mal rechts und runderum“; zwanzig Minuten und länger, bis die Paare müde wurden und der Tanzplatz sich allmählich leerte. Es folgte darauf bei Bier oder saurem Wein eine kleine Ruhepause — dann ließen sie sich wieder anzeigen von der mageren Plöde und der heiseren Geige und tanzten. — Das war gar nicht so übel gedacht; es kamen dabei alle auf ihre Kosten: die Tanzenden, die Musiker, die wohl selbst gern tanzten und auch

die Mauerblümchen, die sonst zu keinem Tanz gekommen wären. Es kam sogar vor, daß ein Geiger in mehreren Blausäcken angelegte, in einer begann er und wenn er mit dem Angeigen in der dritten fertig war, so hatten sich in der ersten die Paare gerade ausgerichtet und er konnte wieder beginnen. Und bei aller Sparsamkeit der Bauern hatte er am Abend doch ein schönes Stück Geld in der Tasche. Nur eine Gelegenheit gab es, bei der die Musik den ganzen Abend dabilich und nie von der gesamten tanzenden Besetzung weiblisch ausgenutzt wurde — das war die Hochzeit; dann tanzten auch die Nichtgehörigen draußen vor der Wirtschast auf der blanken Straße. — —

„A is vomal angezeigt —“, sagt man heute noch von einem, der von irgend einer Liebhaberei oder einem Plan nicht abzulassen ist.

### Die Wegstener.

Wenn der Volksmund von jemand sagt, daß er „die Wegstener nicht mehr hat“, so ist über diesen ein gar wichtiges Urteil gefällt; man hat damit jede Hoffnung auf sein weiteres Fortkommen oder Weiterleben aufgegeben. Dieser übertragene Bedeutung liegt folgendes tatsächlich zugrunde: Vor hiezig und mehr Jahren noch und erst recht vor der Postunion und früher hatten die einzelnen Gemeinden weit größere Überschüsse in ihrem Kasse als heute. So durften sie z. B. von Postreuewen, die ihre Straßen passierten, eine bestimmte Abgabe, den „Postreuewen“ oder die „Wegstener“ erheben. Diese Abgabe zu erheben, wurde später nur mehr den Städten erlaubt und selbst heute noch muß man im einzelnen europäischen Lande an der Stadteingänge den Postreuewen bezahlen. Da nun sehr viele Bauern an dem damaligen Fruchtverkehr zwischen dem Elbe, Frankreich und der Schweiz einseitig und vorwiegend zwischen Maas und Rhein andererseits mit mehreren Jahresweeren beteiligt waren, so war die jedesmal zu zahlende Wegstener schon eine ganz erhebliche Summe. Wenn sie auch dieselbe später mit der Frucht verrechneten, so mußten sie dieselbe doch bis zur Bezahlung der Fruchtrechnung auslegen. Damit war zugleich ein Maßstab für den Wohlstand und den Geschäftserfolg eines Unternehmers gegeben; denn wenn einer nicht mehr in der Lage war, soviel in seinem Geschäft zu investieren, daß er die „Wegstener“ bezahlen konnte, so war er erledigt — bankrott! — Aus dieser Zeit vor Eisenbahn und Lu's kommt der Ausdruck der „nicht mehr vorhandenen Wegstener“.

## Das Kupferbergwerk in den Schluchten des Litemont.

Der unterirdische See.

Maldir vom Litemont.

Wer die Romantik des Litemont sehen will, der wandere von Düppenseiler den Waldweg hinauf nach Norden durch die Schlucht am Heidelopf vorbei. Hier schaut man im Sommer ein Landschaftsbild von seltener Schönheit. Die himmelhohen Berge zu beiden Seiten sind arg zerklüftet. Schmale Felswege winden sich bis zur höchsten Höhe empor. Mannigfaltig ist die Vegetation hier oben. In der Hauptsache sind die steilen Abhänge von Dorn, Ginster und Weide überwuchert, und das gibt zu verschiedenen Jahreszeiten der Landschaft ein besonderes Gepräge. Im Frühling ist der ganze Berg mit schneigen Weidornblüten überfärbt. Von Pfingsten hält der Ginster alles in gelben Blütenflor. Im Herbst ist der Heidelopf mit einem roten Teppich bedeckt. In der Landschaft fehlen auch nicht die Felsen und Klüfte, die den ganzen Sommer über an den steilen Abhängen grafen. Wer möchte da nicht erinnert werden an das Lied „In der Heimat ist es schön“? Still ist es hier, fern dem metallenen Lärm der Dampferhülle, fern sind die tatternden, knurrenden Lastautos.

Vor zweihundert und mehr Jahren sah es hier anders aus. In dieser einsamen Schlucht pulsierte reges Leben und geschäftiges Treiben. Ein Kupferbergwerk stand an dieser Stelle, denn der Litemont birgt im Innern reiche Lager von Kupfererzen. Ruden, Hallen und Gerüste waren aufgeschlagen, darin gingen die zahlreichen Bergleute ein und aus. Viele von